

wird, und ferner, daß sie endet. Beide Eigenschaften sind charakteristisch für die unechte Liebe.

Chateaubriand dagegen findet die Liebe immer fertig vor. Er braucht sich nicht zu bemühen. Die Frau geht an ihm vorbei und fühlt sich plötzlich von der elektrischen Spannung eines magischen Feldes ergriffen. Sie ergibt sich sofort und ganz. Warum? Ah, das ist das Geheimnis, das uns die Theoretiker des Donjuanismus hätten enthüllen sollen. Chateaubriand ist kein schöner Mann. Er ist klein und hochschultrig. Immer übellaunig, unwirsch, undurchsichtig. Dennoch ist die Frau, die ihn mit zwanzig Jahren liebte, mit achtzig noch von dem Genius bezaubert, den sie vielleicht niemals wiedergesehen hat. Das ist keine Fabel; es sind belegbare Tatsachen.

Ein Beispiel unter vielen: die Marquise von Custine, die „première chevalière“ Frankreichs. Sie stammte aus einer der vornehmsten Familien und war sehr schön. Während der Revolution wird sie, fast noch ein Kind, zur Guillotine verurteilt. Sie entgeht dem Schafott dank der Liebe, die sie in einem Schuster erweckt, einem Mitglied des Tribunals. Sie flieht nach England. Als sie zurückkehrt, hat Chateaubriand soeben „Atala“ veröffentlicht. Sie lernt den Autor kennen und ist sofort entflammt. Chateaubriand verfällt in einer seiner krausen Launen darauf, daß Madame de Custine das Schloß Fervaques kaufen könnte, einen alten Edelsitz, in dem Heinrich VI. eine Nacht verbrachte. Die Marquise zieht, so viel sie kann, von ihrem nach der Emigration noch nicht ganz geordneten Vermögen zusammen und kauft das Schloß. Aber Chateaubriand zeigt keine Eile, es zu besuchen. Endlich, nach langer Zeit, verbringt er einige Tage dort, göttliche Stunden für die liebende Frau. Chateaubriand liest ein Distichon, das Heinrich VI. mit seinem Jagdmesser in den Kamin geschnitten hat:

*La dame de Fervaques
mérite de vives attaques.*

Die Stunden des Glücks vergehen im Nu, unwiederbringlich. Chateaubriand entfernt sich, um nicht wiederzukehren; er steuert schon neuen Liebes-Inseln zu. Monate vergehen, Jahre. Die Marquise de Custine nähert sich den Sechzigern. Eines Tages zeigt sie das Schloß einem Besucher. Als dieser in den Saal mit dem großen Kamin tritt, sagt er: „So ist dies der Ort, wo Chateaubriand zu Ihren Füßen lag.“ Und sie, rasch, erstaunt und gleichsam verletzt: „O nein, ich zu den Füßen Chateaubriands.“

Dieser Typus der Liebe, der ein Wesen ganz und für immer — gleichsam durch eine metaphysische Pfropfung — einem anderen verbindet, blieb Stendhal unbekannt. Darum glaubt er, daß es der Liebe wesentlich ist, zu schwinden; während doch die Wahrheit wohl näher bei dem Gegenteil liegt. Eine volle Liebe, die aus der Wurzel der Person treibt, kann kaum sterben. Sie ist für immer in die fühlende Seele eingesenkt. Die Umstände — Entfernung zum Beispiel — mögen ihr die notwendige Nahrung schmälern, und dann wird die Liebe an Umfang verlieren und nur noch als ein Bächlein des Gefühls, ein schmaler Empfindungsstrom, im Untergrund des Bewußtseins fortquellen; aber sie wird nicht sterben. Als Gefühl dauert sie unversehrt fort. In ihrem tiefsten Grund fühlt sich die Liebende dem Geliebten bedingungslos verbunden. Der Zufall mag sie hierhin und